

Bremer Literaturpreis 2026

Preisverleihung am 26. Januar 2026, im Bremer Rathaus

Heinz Strunk: »Kein Geld Kein Glück Kein Sprit«

Dankesrede von Heinz Strunk

Verehrter Herr Bürgermeister, liebe Jury, edle Stiftung, ich danke Ihnen ganz herzlich für die Zuerkennung des Bremer Literaturpreises 2026 für mein Buch *kein Geld kein Glück kein Sprit*.

Da es wichtig ist, bei einem solch feierlichen Anlass den richtigen Ton zu treffen, habe ich einige Dankesreden meiner Vorgänger studiert. Diese sind nun derart unterschiedlich ausgefallen, dass ich daraus keine verbindlichen Regeln habe ableiten können, wie so eine Rede auszusehen habe. Interessant sollte sie sein, denke ich mir, im Idealfall sogar: unterhaltsam.

Ich werde mich bemühen.

Ich freue mich riesig, dass mir der Preis ausgerechnet für diese Sammlung von Mittel-, Kurz- und Kürzestgeschichten zugesprochen wurde. Wenn's nämlich nach mir ginge, würde ich nur noch Erzählungen schreiben, auch wenn das der renommierte Rowohlt Verlag, bei dem ich mich ebenfalls bedanken möchte, nicht gerne hört.

Während in Amerika die Short Story gleichberechtigt neben dem Roman steht, fristet sie hierzulande ein Schattendasein, gilt sie als Ladenhüter, Staubfänger, Special Interest. Wo „Erzählungen“ draufsteht, kann man gleich fünfzig plus Prozent von der Auflage abziehen. Dabei hat eine Erzählung gegenüber dem Roman viele Vor- und praktisch keine Nachteile: Eine Idee wird in die ideale, das ist meist die kurze Form, gebracht; auf mäandernde Nebenplots, sinnlose Dialoge, Action, die ins Leere läuft, und ein ausuferndes Figurenensemble wird verzichtet. Es heißt vielmehr: Verdichtung, Kompression. Aggregation. Druck, Druck, Druck.

Anders gesagt: All Killer, no filler.

Das kommt mir entgegen, denn an der kurzen Form habe ich mich viele, viele Jahre, abgearbeitet, und das mehr oder weniger unter Ausschluss der Öffentlichkeit. In meinem ersten, immerhin zwanzig Jahre währenden künstlerischen Leben bin ich Musiker gewesen, genauer Popmusiker. Meine Frau Mutter, auch sie Musikerin, hatte zunächst auf einer klassischen Ausbildung bestanden; über den Jazz landete ich aber am Ende bei der Pop-, Tanz- und Unterhaltungsmusik. Und ein Popsong dauert bekanntlich um die drei Minuten.

Also kurz.

Es gibt die These, dass Musik beständiger sei als das geschriebene Wort, sich nachhaltiger ins Kollektivgedächtnis brenne. Da scheint mir was dran zu sein. Aber warum ist das so? Ein entscheidender Unterschied zwischen der sprachlosen und der mit Sprache operierenden Kunst bleibt seltsamerweise oft unerwähnt, weshalb ich ihn an dieser Stelle erwähne: Musik hat eine unmittelbare, nicht auf vorherige verstandesmäßige Durchdringung angewiesene Wirkung, während ein Text erst den Umweg über die Kognition gehen muss. Musik wirkt direkt, emotional, körperlich. Das funktioniert in der Literatur nur bedingt, aber es funktioniert. Denn *wenn* ein Premiumsatz erst einmal ins Blut geschossen ist, setzt er Energie frei, die mit der eines Top-Hits vergleichbar ist. Oft ist es der erste Satz eines Textes. Ein Beispiel aus meinem eigenen Fundus: „Bongartz, zu dem ich fünf Jahre keinen Kontakt hatte, fragt mich plötzlich, ob er Sachen bei mir in der Wohnung einlagern darf.“

So ein Glanzstück löst spürbare ganzkörperliche Reaktionen aus, führt zu beschleunigtem Herzschlag, feuchten Händen, trockenem Mund, heftigem Ziehen in der Magengrube.

Der Satz stammt übrigens aus meinem voraussichtlich 2029 erscheinenden Opus Magnum mit dem Titel „ein provisorisches Nachtlager“

Als ich die für Popmusiker fatale Altersschwelle von dreißig Jahren überschritten hatte und meinen musikalischen Bemühungen so überhaupt kein Erfolg beschieden war, landete ich aus Gründen, die ich selbst nicht mehr ganz nachvollziehen kann, bei der Humorproduktion. Lieder, diesmal mit deutschen Texten, Gedichte, Kurzhörspiele, Telefonate, Miniaturen, Fragmente, Screenshots. Alles weit abseits des Mainstreams, weshalb auch *davon* kaum Notiz genommen wurde. Also hieß es für mich weitere anderthalb Jahrzehnte auf dem Dachboden ausharren und fleißig üben, üben, üben. Die vielleicht wichtigste Erkenntnis: Bei Kunst, und zwar jeder Art von Kunst, geht es in erster Linie um Genauigkeit. Weitere unabdingbare Voraussetzungen sind Phantasie und Vorstellungsvermögen. Für den großen Rest – Timing, Rhythmus, Sprache, Musikalität – gilt, zumindest bei mir: Learning by doing.

Am Ende dieser langen, quälenden und kein glückliches Ende versprechenden Lehrjahre kam ich durch einen verrückten Zufall – zur Literatur. Und damit zu mir selbst. Ein schöner Satz von Olga Tokarczuk: „Romane schreiben ist zweifellos eine besonders schlechte Form der Selbstbeschäftigung.“

Das hat sie leider recht.

Entgegen landläufiger Meinung funktioniert Schreiben nämlich ganz und gar nicht als Therapie für ein beschädigtes Leben. Das Leid löst sich nicht auf, nur weil man es zu Papier bringt, und es schafft auch keine Erleichterung in dem Sinne, dass man sich schreibend von einer toxischen biographischen Substanz befreie. Im häufigeren Fall bringt das Schreiben zusätzliches Leiden ins Leben. In diesem Zusammenhang ein paar Fundstücke aus den Tagebüchern von Thomas Mann:

Morgensteifigkeit. Zungenbelag. Mittelohrekzem recht schlimm und verschwollen. Entzündet auch außen. Zu neuen Qualen ruft ein neuer Tag.

Marter am Schreibtisch. Mehlinger Kopf, Gehirn verdampft, verdunstet, vertrocknet, vergilbte, erfrorene Gedanken. Morgens tun mir meine Augen leid, dass ich sie nun wieder abnutzen muss. Am Roman, unlustig und zerstreut, das übliche Gestottere. Ein paar Seiten versucht, aber zweifelhaft, nichts Zusammenhängendes hinbekommen, allenfalls einzelne Sätze. Das Geschriebene wird einer späteren Prüfung nicht standhalten. Konzentrationsschwäche, die unausrottbare Schwäche der Verlorenen.

Nachmittags einen begonnenen Brief an Meyer aus spezieller Unlust und allgemeiner Trägheit abgebrochen.

Und so weiter. Viel geändert hat sich also nicht. Das immerhin ist tröstlich.

Diese Auszeichnung hat für mich auch deshalb eine besondere Bedeutung, weil ich mich nach zwanzig Jahren als ordentlich verlegter Autor und nach fast zwanzig Büchern dem Literaturbetrieb immer nicht recht zugehörig fühle. Schlecht bis gar nicht vernetzt, kenne ich nur die wenigsten Literaturhäuser von innen und hatte bislang auch noch nicht das Vergnügen, als Stadtschreiber verpflichtet zu werden. In manchen Kreisen gelte ich immer noch als eine Art Verdachtsfall, der fragwürdigen, außerliterarischen Nebentätigkeiten nachgeht: Filme, Serien, Kolumnen, TV-Auftritte, Entertainment aller Art.

Stichwort Entertainment: Darf Literatur nicht *auch* unterhalten? Man wünschte doch, dass Bücher einen so fesseln, wie sie es in der Kindheit getan haben: *Die Schatzinsel*, *Huckleberry Finn*, *Emil und die Detektive* – in meinem Fall die Fünf-Freunde-Reihe oder, jetzt wird's leicht peinlich: Landserhefte.

Ich hatte mit über vierzig ein spätes Erweckungserlebnis, als ich ein Buch in die Hände bekam, das der Roman meines Lebens werden sollte: *Schande* von JM Coetzee. Von der ersten Seite an war ich mit einer Intensität gebannt, wie ich es vorher nur von der Musik kannte.

Humor sucht man in dem Buch von Coetzee übrigens vergeblich, wie in den oberen Etagen der Literatur überhaupt ein weitreichendes und selbstverständliches Humorverbot zu herrschen scheint. Warum ist das eigentlich immer noch so? Weil das eine das andere ausschließt? Die Damen und Herren Großschriftsteller keinen Humor haben? Ich glaube nicht. Vielmehr ist das komische Fach eine anspruchsvolle Disziplin, die mühsam erlernt werden will, das schüttelt man nicht so einfach aus dem Ärmel. Guten Humor haben oder im privaten Rahmen Leute zum Lachen bringen, ist das eine. Humor *produzieren* und in Form bringen ist allerdings eine ganz andere Sache. Wie es umgekehrt vielen Humoristen, die sich am Erzählen versuchen, schwerfällt, die Komik als emotionalen Panzer aufzugeben, sich zu öffnen und eine Form dafür zu finden.

Selbstverständlich hat Komik nichts mit Comedy zu tun. Comedy, die ganzjährig verlängerte Herrschaft des rheinischen Karnevals, auf den kleinsten Nenner runtergedampfter, in industrieller Massenfertigung produzierter Witz, ist Gelächter aus der Todesgrube des Humors. Wenn ich von Komik spreche, meine ich die Vertreter der neuen Frankfurter Schule, denen ich mich verbunden und verpflichtet fühle.

Humor, Humor, Humor also.

Vielleicht sollte langsam mal ein Beispiel her. Wieder eines aus meinem Fundus:

„Rüdiger Schmidt bot bei seinem Freitod einen seltsamen Anblick, der aber irgendwie auch zum Lachen reizte, man konnte sich nicht dagegen wehren. Als er sich vom dreizehnten Stock des HEW-Hochhauses stürzte, hielt er sich – Gott weiß, warum – die Nase zu, wie Kinder beim Sprung vom Ein-Meter-Brett. Genutzt hat es ihm nichts.“

Traditionell beende ich meine Lesungen mit der Interpretation des musikalischen Leitmotivs aus dem jeweiligen Buch. Bei *Fleisch ist mein Gemüse* war das *Blue Spanish Eyes*, bei *Sommer in Niendorf* *Marina, Marina, Marina*. Und beim *Goldenen Handschuh* *Es geht eine Träne auf Reisen*, von Salvatore Adamo. Et voilà: ...

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361-34560 · eMail: kontakt@ras-hb.de

www.rudolf-alexander-schroeder-stiftung.de